

Wisse die Wege



Abenteuer Menschsein

Peter Klasvogt

ÜBERSICHT

Zur Einführung: Wisse die Wege!

I. Der bestirnte Himmel über mir

II. Werte müssen wachsen

III. Biegen, ohne zu brechen

IV. Was ist das Maß?

V. Was ist mit Dir los, Europa?

VI. Vom Ende der Nacht

Zur Einführung

Wisse die Wege!

„Ich sah einen sehr großen Glanz. Eine himmlische Stimme erscholl daraus. Sie sprach zu mir: Gebrechlicher Mensch, Asche von Asche, Moder von Moder, sage und schreibe, was du siehst und hörst! Doch weil du schüchtern bist zum Reden, einfältig zur Auslegung und ungelehrt, das Geschaute zu beschreiben, sage und beschreibe es nicht nach der Redeweise der Menschen, nicht nach der Erkenntnis menschlicher Erfindung noch nach dem Willen menschlicher Abfassung, sondern aus der Gabe heraus, die dir in himmlischen Gesichtern zuteil wird: wie du es in den Wundern Gottes siehst und hörst. So tu es kund wie der Zuhörer, der die Worte seines Meisters erlauscht und sie ganz, wie der Meister es meint und will, wie er es zeigt und vorschreibt, weitergibt. So tu auch du, o Mensch! Sage, was du siehst und hörst, und schreibe es, nicht wie es dir noch irgendeinem andern Menschen gefällt, sondern schreibe es nach dem Willen dessen, der alles weiß, alles sieht, alles ordnet in den verborgenen Tiefen seiner geheimen Ratschlüsse.“¹

Scivias Domini – „Wisse die Wege des Herrn!“, so lautet der Titel des Hauptwerks einer mittelalterlichen Nonne, Hildegard von Bingen, die 1141 ihre Visionen niederschrieb. Wie ein „*feuriges Licht mit Blitzesleuchten vom offenen Himmel*“, so schreibt sie, kam es hernieder. „*Es durchströmte mein Gehirn und durchglühte mir Herz und Brust gleich einer Flamme, die jedoch nicht brannte sondern wärmte, wie die Sonne den Gegenstand erwärmt, auf den sie ihre Strahlen legt.*“

Ja, wenn es so einfach wäre, die Lebenswege zu verstehen: den Teil des Weges, den wir bereits gegangen sind und auf den wir zurückschauen – und erst recht jenen, der noch vor uns liegt. Verstehen,

worauf es ankommt. Erkennen, was wirklich wichtig ist – und die Kraft und den Mut haben, es auch entsprechend anzugehen ... Da wäre ein himmlisches Licht sehr hilfreich, das uns, so glauben wir, ja auch gegeben ist, allerdings nicht im Format eines Scheinwerfers. Eher schon als die Gabe, die „*Zeichen der Zeit*“, wie es das II. Vatikanische Konzil formuliert, „*im Licht des Evangeliums zu deuten*“ (GS 4).

Die nachstehenden Gedanken, in der Rubrik „Kirche im WDR 2-5“ im September 2016 gesendet, wollen angesichts einer Weltgesellschaft, die aus den Fugen zu geraten droht und deren Wege doch so unentwirrbar ineinander verflochten sind, etwas von jenem himmlischen Licht einfangen und aufleuchten lassen, gewissermaßen als erkenntungsdienstliche Orientierungsmarke für den Weg, den doch jeder persönlich beschreiten muss. Den kann keiner von außen weisen, wohl aber mag es so etwas wie eine inneren Kompass geben, der Perspektiven aufzeigt und neue Horizonte eröffnet – und eine Ahnung, dass keiner seinen Weg so ganz alleine gehen muss. Mit einem Wort des jüdischen Talmud: „*Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt.*“²

Dortmund, am Fest Allerheiligen 2016



¹ Walburga Storch OSB (Übersetzung u. Hrsg.), Hildegard von Bingen: Scivias. *Wisse die Wege. Eine Schau von Gott und Mensch in Schöpfung und Zeit.* Pattloch, Augsburg 1990.

² Schalom ben Chorin, *Mein Judentum.* Hrsg. von Hans-Jürgen Schultz. Stuttgart (Kreuz-Verlag), 1978, 206.

Der bestirnte Himmel über mir

Wenn man in einer abgelegenen Gegend des Nachts einmal den Sternenhimmel betrachtet, etwa in den Bergen oder in der Wüste, kann einen die Ahnung überkommen von der Unbegrenztheit von Raum und Zeit. Ich denke an manch nächtlichen Aufbruch in den Alpen, an den lautlosen Aufstieg unter einem sternklaren Himmel, überwältigt von der kosmischen Weite des Universums und der Unendlichkeit der Zeit. Der Mensch, wird mir da bewusst, ist nur ein winziger Punkt im Weltall; mein Leben eine kurze Episode im Lauf der Geschichte, ein Wimpernschlag von Jahrtausenden des Erdzeitalters.

Da kann man sich verloren fühlen – oder auch ins Staunen geraten. So ist es wohl auch Immanuel Kant ergangen. Er schreibt einmal: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht ... : der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“³ – Ein großes Wort eines großen Philosophen, das mich schon als Jugendlicher angesprochen und innerlich bewegt hat.

Wer sich der überwältigenden Größe und Schönheit etwa des bestirnten Himmels überlässt oder sich von der Unberührtheit der Natur erfassen lässt, der mag vielleicht auch etwas von der geheimnisvollen Ordnung erahnen, die dieser Schöpfung zugrunde liegt. Von der ordnenden Hand dessen, der all das geschaffen hat. Und er mag sich der Einzigartigkeit und Einmaligkeit der eigenen Existenz bewusst werden und ein Gespür bekommen für jenes „moralische Gesetz in mir“, wie Kant es nennt. Oder mit den Worten der Bibel, die sich staunend an den Schöpfer wendet: „Was ist der

Mensch, dass Du an ihn denkst! Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott“ (Ps 8).

An einer anderen Stelle der Bibel ist von Abraham die Rede, dem unter dem bestirnten Himmel bewusst wird: Es gibt einen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat – ja, der auch ihn geschaffen und schon ein Leben lang begleitet und geführt hat. Abraham wird in der Bibel der „Vater der Glaubenden“ genannt, der „homo religiosus“ par excellence, vielleicht, weil er sich aus den gewohnten Bahnen seiner Geschäftigkeit und seines Alltags herausführen lässt in die Weite: unter den bestirnten Himmel und in die unbegrenzte Weite der Wüste. Das ist der Ort, wo er der Wirklichkeit des einzigen Gottes innewird – und seiner Gegenwart unter den Menschen.

„Was ist der Mensch, o Gott, dass Du an ihn denkst“ – Für mich klingt da mit: Dem Menschen kommt von Gott eine Würde zu, die er sich selbst nicht zu geben vermag. Und damit kommt auch Kants zweiter Aspekt für mich zum Tragen: Jenes moralische Gesetz in mir, in mich hineingesenkt von diesem Gott. Daraus erwächst auch eine Verantwortung für mein Handeln: Weil es diesen Gott gibt, der an mich denkt, kann ich getrost und verantwortungsvoll an die anderen Menschen denken. Vielleicht werde ich mich gelegentlich daran erinnern, und es wird mich nicht kleiner machen, sondern größer.

³ Immanuel Kant, Schlusswort zu seiner „Kritik der praktischen Vernunft“.

Werte müssen wachsen

„Werte fallen nicht vom Himmel, sie wachsen aus der Erde“, so der Titel einer Veranstaltung in der Kommende in Dortmund, wo ich Rektor bin. Sie müssen gelernt und gelebt, vorgelebt werden. Darüber sprach ich kürzlich auch mit einem guten Bekannten, der dazu eine sehr pointierte Meinung hatte. Er sagte: „Früher haben sich die Leute in der Regel vor einer Entscheidung gefragt: ‚Was ist, wenn das alle tun?‘“ Das ist – verkürzt gesagt –, was Immanuel Kant mit dem sogenannten „Kategorischen Imperativ“ gemeint hat: Das, was unbedingt gelten muss und woran alle sich unbedingt halten müssen, damit eine Gesellschaft funktioniert. Also zum Beispiel: nicht schwarzarbeiten, nicht auf Krankenschein blaumachen, bei der Steuererklärung nicht schummeln ... Denn was wäre, wenn das alle täten?

Heute dagegen, so mein Bekannter, scheint es, als stelle man sich vor allem die Frage: „Was ist, wenn es rauskommt? Wenn das, was ich mache, morgen in der Zeitung steht – oder meine Frau oder meine Kinder davon erfahren...?“ Damit unterstellt er, dass die meisten Zeitgenossen sich nicht aus innerem Antrieb ethisch verhalten, sondern eher aus Angst, ihr Verhalten könnte im Nachhinein publik werden. Ein – zugegeben – ziemlich düsteres Gesellschaftsbild, gegen das ich mich innerlich gewehrt habe. Als ob unsere Gesellschaft eine Art Selbstbedienungsladen wäre, wo jeder sich nimmt, was er kriegen kann, frei nach der Maxime: „Rausholen, was drin ist“, ohne Anstand und ohne Moral.

Doch auch wenn ich dem widersprochen habe, musste ich zugeben: So ganz falsch ist diese Einschätzung nicht. Es stimmt ja. Jedes Mal, wenn herauskommt, dass sich hinter der Fassade der Wohl-

anständigkeit die Fratze des Selbstsüchtigen und Gemeinen verborgen hat, ist die allgemeine Empörung und Enttäuschung groß: Der Weltklassemportler, der eben doch gedopt hat; der Verbandsfunktionär, der eben doch in die eigene Tasche gewirtschaftet hat; der Politiker oder angesehene Würdenträger, der eben doch kompromittierende Fotos auf seinem PC geladen hat – und und und.

Aber die empörten Reaktionen zeigen mir auch, dass unsere Gesellschaft nach wie vor ein gutes Gespür dafür hat, was aufrichtig und anständig ist, was ehrlich und gut. Wie gesagt: Werte fallen nicht vom Himmel, sie wachsen aus der Erde. Sie müssen gelernt und gelebt, vorgelebt werden. Unsere Gesellschaft braucht mehr denn je Vorbilder, integre Persönlichkeiten, denen man glauben kann, was sie sagen, zu denen man aufschauen und denen man nacheifern möchte: Menschen, die ihre persönlichen Werte vorleben – Eltern für ihre Kinder, Unternehmer für ihre Mitarbeiter, Vorgesetzte für ihre Angestellten, Politiker in ihrer Verantwortung für das Gemeinwohl. Anstand, Ehrlichkeit, Integrität, all das sind Tugenden, die man nicht prominent vor sich hertragen oder publikumswirksam zur Schau stellen muss. Im Gegenteil. „Gott, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten“, lautet die Empfehlung der Bibel. Dann braucht man keine Angst zu haben, wenn „rauskommt“, was einer tut und wie jemand lebt. Im Gegenteil. Dann könnte sich das Gute sogar ausbreiten und das Anständige Nachahmer finden. Werte, die aus der Erde wachsen und unsere Welt zum Positiven verändern. In bin überzeugt, auch der Himmel hätte seine Freude daran.

Biegen, ohne zu brechen

Kürzlich hieß es in einer Stellenanzeige: „Wir erwarten von unseren Mitarbeitern Flexibilität, Kreativität, ein hohes Maß an Einsatzbereitschaft; dafür bieten wir Bedingungen, unter denen das Arbeiten Spaß macht.“ – Das klingt auf den ersten Blick gut, nach Abwechslung und einem dynamischen Erfolgsteam, nach Spaßgesellschaft und einem Beruf, in dem man voll aufgeht und sich verwirklichen kann. Das klingt allerdings auch nach Dauerstress, nach 60-Stundenwoche und totaler Verfügbarkeit.

Flexibilität und Mobilität, so scheint es, sind heutzutage wichtige Erfolgsfaktoren, nicht nur im Beruf. Mein Job heute kann morgen schon gefährdet sein; die Firma, in der ich arbeite, kann verkauft werden; die Einnahmen, mit denen ich fest gerechnet habe, können wegfallen. Um langfristig planen zu können, braucht es Sicherheiten; doch damit mich Veränderungen nicht unvorbereitet treffen, gilt es, ständig offen zu sein für Neues, flexibel zu bleiben, sich viele Optionen offen zu halten. Unsere Gesellschaft und allemal die Wirtschaft brauchen den flexiblen Menschen, der sich ständig neuen Aufgaben stellt, der sein persönliches Umfeld hintanstellt und bereit ist, seine privaten Interessen denen der Firma und des Marktes unterordnet.

Aber bleibt dabei nicht Wesentliches auf der Strecke? Was ist da noch von bleibendem Wert, wenn nur der kurzfristige Erfolg zählt, das schnelle Geld, das launische Glück? Unser menschlicher Charakter ist doch vielmehr auf Kontinuität und Beständigkeit angelegt, auf Liebe und Treue, auf eine verlässliche Ordnung und auf tragfähige Beziehungen. Wie also gelingt es, flexibel auf all die Veränderungen und Herausforderungen zu reagieren und gleichzeitig sich selber treu zu bleiben? In einer

Welt, in der alles im Fluss ist: Wie kann ich da stabile Beziehungen und menschliche Freundschaften pflegen, Traditionen bewahren, an Wertüberzeugungen festhalten?

In Momenten, in denen ich den Eindruck habe, dass mir der Boden unter den Füßen weggezogen wird und ich selbst nicht mehr weiß, wer ich bin und was ich denken soll, kommen mir uralte Worte in den Sinn, gesprochen und gebetet vor langer Zeit und immer wieder, durch die Jahrhunderte hindurch – Worte, die auch heute für mich noch ihre Kraft entfalten:

*„Herr, du hast mich erforscht, und du kennst mich.
Ob ich sitze oder stehe, du weißt von mir.
Von fern erkennst Du meine Gedanken.
Ob ich gehe oder ruhe, es ist dir bekannt;
du bist vertraut mit all meinen Wegen.
Noch liegt mir das Wort nicht auf der Zunge –
du, Herr, kennst es bereits.*

*Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz,
prüfe mich, und erkenne mein Denken!
Sieh her, ob ich auf dem Weg bin, der dich kränkt,
und leite mich auf dem altbewährten Weg!“ (Ps 139)*

Es kann durchaus sein, dass Gott auch von mir, seinem Mitarbeiter, ein hohes Maß an Flexibilität, Kreativität und Einsatzbereitschaft erwartet. Aber ich bin mir sicher, dass ich in allem, was auch geschieht und was kommen mag, in ihm einen festen Stand habe und auf sein Wort zählen kann. Das genügt mir, auch in allen Wechselfällen meines Lebens.

Was ist das Maß?

„Gibt es auf Erden ein Maß?“ Es ist die simple Frage eines großen Dichters, Friedrich Hölderlin, die mich fasziniert, aber auch verstört. Was ist das Maß zwischen dem Zuviel und Zuwenig? Wer sagt mir, ob ich unmäßig bin – etwa beim Essen oder Arbeiten? Wie finde ich heraus, ob meine Erwartungen, meine Ansprüche an mich selbst und an andere berechtigt sind oder maßlos überzogen? Habe ich noch ein Gespür dafür, ob meine Ziele, meine Wünsche, mein Begehren angemessen sind oder ob sie alle Maße des Ausgewogenen, Vernünftigen, Anständigen sprengen?

Selten ist über die Tugend des Maßhaltens so viel geschrieben worden wie in den letzten Jahren, als die Maßlosigkeit an den Finanzmärkten ihr wahres Gesicht gezeigt und eine ganze Weltwirtschaft ins Wanken gebracht hat. Aber es ist ja nicht nur die Habgier einiger Spekulanten, die für eine Weile am Pranger standen. Es scheint ein ungeschriebenes Gesetz unserer Leistungsgesellschaft zu sein, in immer kürzerer Zeit immer mehr erreichen oder leisten zu wollen. Ist es der Wettbewerb, der Konkurrenzkampf, der Erfolgsdruck, der ständig dazu antreibt? – oder einfach der subtile Wunsch nach Selbstbestätigung, sich insgeheim sagen zu können: „Du kannst es! Du bringst es! Du bist wer!“

Sich mit anderen zu messen: höher, schneller, weiter – ob im Sport oder in der Schule, im Beruf wie im privaten Umfeld. ... Das ganze Leben, im Privaten wie im Gesellschaftlichen, scheint nach eben diesen Regeln abzulaufen. Das mag man bedauern, denn wo es Gewinner gibt, da gibt es auch Verlierer. Aber der Anreiz, besser zu sein als andere: cleverer, beliebter, erfolgreicher ... – all das ist auch Antrieb für jede Art von Innovation und Motor jed-

weden Fortschritts. Doch keiner fragt, wohin wir denn fortschreiten – und ob wir dort überhaupt hin wollen.

„Halt an, wo läufst Du hin!“ Mit diesem Aufruf hatte Johannes Bours, ein geistlicher Lehrer unserer Tage, die Geschäftigkeit seiner Zeitgenossen einst in Frage gestellt. Denn die Schnelligkeit des Laufens sagt ja noch nichts über die Richtung und die Richtigkeit des Agierens. Es gibt schließlich auch das geistlose Mitlaufen. Mit Volldampf im Leerlauf. Zu fragen bleibt daher immer: Stimmt die Richtung und stimmt das Maß?

In der Bibel lese ich eine ganz andere Logik des Maßhaltens: Da geht es um die Frage, ob ich andere wertschätze, vorurteilslos und ohne Hintergedanken. Ob meine Großzügigkeit so ganz ohne Berechnung ist. Ob meine Liebe wirklich absichtslos ist. „Nach dem Maß, mit dem ihr messt“, heißt es da, „wird auch euch zugemessen werden. In vollem gehäuften, überfließendem Maß wird man euch beschenken.“ (Mk 4,24) Das ist schlicht der Maßstab Jesu, der da schlicht heißt: „Du sollst Gott lieben und den Nächsten wie dich selbst.“ (vgl. Lk 10,27) Darin finde ich das rechte Maß für mein Denken, Reden und Handeln. Oder mit dem Kirchenlehrer Augustinus: „Liebe – und tu, was du willst“. Das wäre doch eine gute Faustformel – eine echte Maßnahme für jeden neuen Tag.

Was ist mit Dir los, Europa?

*„Wenn nicht der Herr das Haus baut,
müht sich jeder umsonst, der daran baut.“*

(Ps 127,1)

Ein Psalmvers, der einst die Balken von alten Fachwerkhäusern zierte. Heute kommt er mir in den Sinn, wenn ich auf Europa schaue. Gerade jetzt, wo der Brexit die Statik unseres europäischen Hauses ins Wanken bringt. Drei Generationen haben an diesem Haus gebaut, und es waren christliche Politiker, die nach der großen Katastrophe des Zweiten Weltkriegs das Fundament gelegt haben.

„Ich denke an ein Europa ohne selbstsüchtige Nationalismen“, so lautete der leidenschaftliche Appell von Papst Johannes Paul II., als ihm ein Jahr vor seinem Tod der außerordentliche Karlspreis für die Einheit Europas verliehen wurde. Jener Papst aus Polen war einer der großen Brückenbauer, der maßgeblich mitgewirkt hat, die Mauern zwischen Ost und West zum Einsturz zu bringen. Seine Leidenschaft galt einem solidarischen Europa: einem Europa des Menschen, über dem das Angesicht Gottes leuchtet. Wörtlich sagte er: „Dies ist der Traum, den ich im Herzen trage und den ich den kommenden Generationen anvertrauen möchte.“⁴ – Es war sein Vermächtnis.

Und heute? Ernüchterung macht sich breit. „Was ist mit dir los, humanistisches Europa, du Verfechterin der Menschenrechte, der Demokratie und der Freiheit?“⁵, so ließ sich Papst Franziskus, der diesjährige Karlspreisträger, vernehmen. Er beklagte, dass „wir Kinder dieses Traumes versucht sind, unseren Egoismen nachzugeben ... und Zäune zu errichten“. Ja, was ist bloß mit uns los? Verschlossen und zerstritten, wo es um gemeinsame Konzepte und entschlossenes Handeln ginge statt um nati-

onale Egoisten. Ängstlich und kleinlich, wo doch Großherzigkeit und Menschlichkeit angesagt wäre.

Es muss wohl erst ein Papst vom anderen Ende der Erde kommen, um daran zu erinnern, dass Europa endlich zu sich selbst finden muss: In der Besinnung auf das Gemeinwohl und in der Solidarität der Tat, „Vorbild für neue Synthesen“, für Dialog und Menschlichkeit in einer Zeit, in der fremdenfeindliche Ängste geschürt und nationalistische Egoisten propagiert werden.

„Die Hölle, das sind die anderen“, dozierte einst Jean-Paul Sartre in seinem Drama „Geschlossene Gesellschaft“. Wie es scheint, durchlebt die europäische Gesellschaft eben jenes Drama der verschlossenen Türen und hochgezogenen Mauern, gefangen in gegenseitigem Misstrauen und in der Angst, überfremdet zu werden. Es bräuchte in der Tat den Mut, Europa neu zu denken, nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung. Es käme darauf an, einander vorurteilsfrei zu begegnen, nicht naiv und nicht blauäugig, aber doch mit einem Vorschuss an Wertschätzung, Sympathie und Vertrauen. Hier wären die Christen an vorderster Stelle gefordert, ihre universale Sicht des Menschen und der in Gott geeinten Menschheitsfamilie einzubringen.

„Wenn nicht der Herr das Haus baut, müht sich jeder umsonst, der daran baut.“ (Ps 127,1) Daran möchte ich denken, wenn ich mit Menschen aus Europa und anderen Teilen der Welt zusammen treffe.

⁴ <http://www.karlspreis.de/de/preistraeger/seine-heiligkeit-papst-johannes-paul-ii-ausserordentlicher-karlspreis-2004/ansprache-von-seiner-heiligkeit-papst-johannes-paul-ii>

⁵ Papst Franziskus, Rede zur Verleihung des Karlspreises am 6. Mai im Vatikan

Vom Ende der Nacht

„Wächter, wie lange noch dauert die Nacht?“ (Jes 21,11) – Nein, das ist jetzt kein Weckruf am frühen Samstagmorgen, vielmehr ein Hilferuf des Propheten Jesaja aus lang zurückliegender Zeit. Ein Ruf, der durch die Jahrhunderte hindurch zum Himmel dringt. Auch heute. Wann endlich endet die Nacht der Bosheit und Gemeinheit, von Terror und Gewalt? Wo zeigt sich ein Silberstreif am Horizont?

Jesaja sieht sich mit der Ungeduld der Geängstigten und Verzweifelten konfrontiert und muss doch zugleich die Hoffnung dämpfen auf ein baldiges Ende. Er weiß nicht, wie lange die Nacht der Bedrängnis noch andauert. Der Prophet muss ansagen, was er sieht, nicht was er erhofft. Aber er kann andeuten, wo sich ein Weg aus der Nacht zeigt, und wer es ist, der sein Volk einem neuen Morgen entgegenführt. Da ist die Bitte an Gott, er möge dem Bösen ein Ende setzen.

Mir stehen die zerbombten Städte in Syrien, in Libyen, im Irak, vor Augen, die gesprengten Tempel in Nimrod, al Hadra und Palmyra: Weltkulturerbe und „Wiege der Menschheit“ ... Vor allem aber denke ich an Menschen, die vor der Brutalität und Grausamkeit des IS geflohen sind, die Hab und Gut zurücklassen mussten und oft auch Angehörige und Freunde dort verloren haben. „Wächter, wie lange noch dauert die Nacht?“ – die Nacht des Mordens, der Zerstörung, der Verzweiflung? Auch wenn keiner vorhersagen kann, wie lange das Wüten noch dauert: Es ist wichtig, dass es solche „Wächter“ gibt, die inmitten der Zerstörung dort aushalten, in all dem Chaos und Leid, in der Ungewissheit, was der morgige Tag bringt: „Wächter“, die auch in bedrängter Zeit tiefer sehen und in der Schwärze der Nacht bereits den Silberstreif

des Morgens erkennen. Wachsame Menschen, die aus der Hoffnung leben.

„Wächter, wie lange noch dauert die Nacht“: Diese bange Frage schwingt auch heute mit, im Nahen und Mittleren Osten und ebenso in unserem wohl behüteten Europa. Die Attentate in Paris, Brüssel, Istanbul, die Brandanschläge auf Flüchtlingsunterkünfte, die Hass-Tiraden im Internet und auf den Straßen, die Bilder von geretteten und ertrunkenen Flüchtlingen – über all den Gräueln erhebt sich eindringlich der Schrei: „Wächter, wie lange noch dauert die Nacht?“

Und in der Tat: es gibt sie, diese Wächter der Hoffnung, auch heute und mitten unter uns. Antoine, ein Journalist in Paris, ist so jemand. Seine Frau Hélène ist bei dem Attentat von Bataclan ums Leben gekommen. Zwei Tage später wendet er sich auf Facebook direkt an die Attentäter von Paris und schreibt: *„Freitagabend habt ihr das Leben eines außerordentlichen Wesens geraubt, das der Liebe meines Lebens, der Mutter meines Sohnes. Aber meinen Hass bekommt ihr nicht ... Wenn dieser Gott, für den ihr blind tötet, uns nach seinem Bild geschaffen hat, dann muss jede Kugel, die meine Frau getroffen hat, eine Wunde in sein Herz gerissen haben. ... Ich weiß, dass ... wir uns in jenem Paradies der freien Seelen wiedersehen werden, zu dem ihr niemals Zutritt erhalten werdet. ... Wir sind zwei, mein Sohn und ich, aber wir sind stärker als alle Armeen dieser Erde.“*⁶

Lichtvolle Worte gegen das Dunkel der Nacht.
Sie haben sich wie ein Lauffeuer verbreitet.
Millionenfach. Worte der Hoffnung.
Nicht nur für den heutigen Tag.

⁶ Antoine Leiris, *Meinen Hass bekommt ihr nicht*. München (Blanvalet), 2016, 59-60.

BUCHEMPFEHLUNG:



„Was war ...
... und was bleibt.“

Dortmunder Impressionen

Unter diesem Titel ist ein Sammelband mit Auszügen aus den Kolumnen von Prälat Dr. Peter Klasvogt in den Ruhr Nachrichten erschienen. Auf 48 Seiten begleitet das Buch den Leser durch das Jahr. Von jedem verkauften Exemplar des Buches werden zwei Euro an die Stiftung **beneVolens** gespendet.

Zu beziehen über:
RuhrNachrichten Dortmund
oder: Kommende Dortmund



beneVolens

Kommende-Stiftung Dortmund

*Jugend fördern.
Zukunft gestalten.*

Spendenkonto:

Bank für Kirche und Caritas Paderborn

IBAN: DE25 4726 0307 0017 8503 00

BIC: GENODEM1BKC



**Sozialinstitut
Kommende**

Dortmund

Brackeler Hellweg 144

44309 Dortmund

Fon: 0231 / 20605-36

klasvogt@kommende-dortmund.de



Katholische Akademie
Schwerte

Bergerhofweg 24

58239 Schwerte

Fon: 02304 / 477-502

klasvogt@akademie-schwerte.de